

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 88 (2017)
Heft: 12: Demografischer Wandel : wie immer mehr Alte die Gesellschaft verändern

Artikel: Der demografische Wandel zwingt uns, über die Lebensphase Alter nachzudenken : "Die Aktivität im Alter darf nicht zu einer Verpflichtung werden"
Autor: Tremp, Urs / Schroeter, Klaus R. / Pfeuffer, Andreas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-834312>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der demografische Wandel zwingt uns, über die Lebensphase Alter nachzudenken

«Die Aktivität im Alter darf nicht zu einer Verpflichtung werden»

Die Gesellschaft altert, aber sie will nicht alt sein. Warum? Ein Gespräch mit Klaus R. Schroeter und Andreas Pfeuffer* über den demografischen Wandel, das Alter als eigene Lebensphase und den Imperativ, das Leben auch im Alter zu optimieren.

Interview: Urs Tremp

Herr Schroeter, Herr Pfeuffer, ist der demografische Wandel vor allem ein Medienphänomen oder steht uns eine nie gekannte gesellschaftliche Umwälzung bevor?

Klaus R. Schroeter: Der demografische Wandel ist zuerst einmal einfach ein Prozess, den es schon immer gegeben hat. Neu ist er nicht. Es verändern sich nur die Formen. Dass wir heute wesentlich älter werden als die Generationen vor uns, ist ja vorerst etwas sehr Erfreuliches.

Andreas Pfeuffer: Wir werden – zumindest in unseren Breitengraden – tatsächlich immer älter. Es kommen weniger Kinder zur Welt. Auch das ist eine Tatsache. Das heisst: Der Anteil der älteren und alten Menschen wird grösser. Das ist der gegenwärtige Trend. Der viel zitierte demografische Wandel ist aber nicht neu. Er kam schleichend und über Jahrzehnte. Was man kaum weiss: In der Schweiz gibt es seit 1940 einen Geburten-

***Dr. Klaus R. Schroeter**, 58, ist Soziologe und Professor für Soziale Arbeit und Alter an der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) in Olten. **Andreas Pfeuffer**, 50, ist Soziologe und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut Integration und Partizipation an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW. Er befasst sich mit der Soziologie des Alter(n)s .

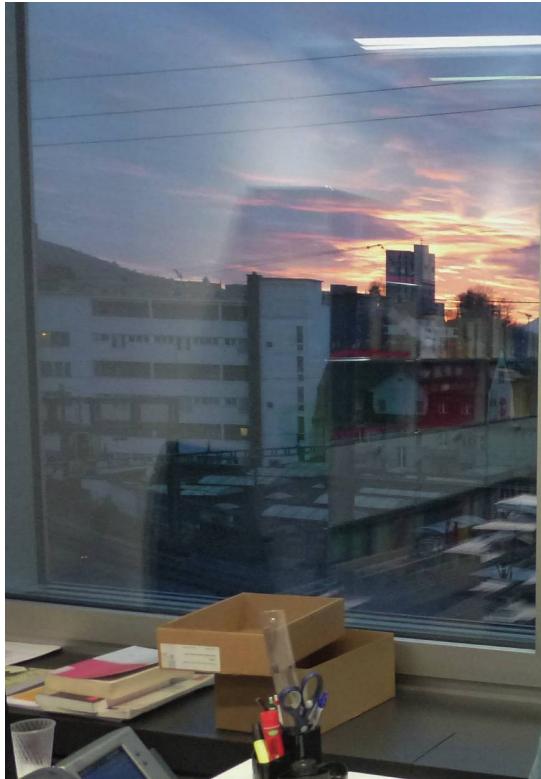
rückgang. Man kam seither nie mehr auf 2,1 Kinder pro Frau. Diese Zahl gilt als Schlüsselzahl, damit eine Gesellschaft sich aus sich selbst regeneriert. Gäbe es die Zuwanderung nicht, hätte die Schweiz heute viel weniger Einwohnerinnen und Einwohner. Interessant ist, dass in vergleichbaren Ländern wie etwa Schweden dieser Rückgang nicht passierte. Warum? Es gab in Schweden schon früh eine kinderfreundliche Politik, die zum Beispiel die familienexterne Betreuung förderte.

Es beunruhigt Sie nicht, dass die aktuelle demografische Entwicklung unsere Gesellschaft radikal auf den Kopf stellt?

Schroeter: Ich sehe nicht, dass der demografische Wandel die Gesellschaft radikal auf den Kopf stellt. Zunächst einmal müssen wir festhalten, dass der demografische Wandel nicht dasselbe ist wie der Altersstrukturwandel, auch wenn die Begriffe oftmals synonym verwendet werden. Der demografische Wandel ist zunächst einmal eine mehr oder weniger beobachtbare Entwicklung und Veränderung der Bevölkerung im Lauf der Zeit. Wesentliche Faktoren dafür sind unter anderem die Entwicklung der Geburten- und Sterbefälle sowie die verschiedenen Formen und Folgen der Ein- und Auswanderungen.

Und beim Altersstrukturwandel?

Schroeter: Beim Altersstrukturwandel haben wir es zunächst mit dem sogenannten dreifachen Altern zu tun. Das heisst, dass wir derzeit und wohl auch künftig einen weiteren quantitativen Anstieg der absoluten Zahl älterer Menschen beobachten, gleichzeitig aber auch einen relativen Anstieg der Anzahl älterer Menschen im Vergleich zur jüngeren Generationen. Dann gibt es zusätzlich die ansteigende Anzahl hochaltriger Menschen, sodass wir gegenwärtig an der Konstruktion einer neuen Altersphase, der Hochaltrigen, basteln. Dieser Altersstrukturwandel lässt sich nicht einfach demografisieren. Die Ursachen sind komplex und nicht auf demografische Faktoren



Die Alterssoziologen Klaus R. Schroeter (r.) und Andreas Pfeuffer: «Die Menschheitsgeschichte ist voller Überraschungen, auch hinsichtlich der weiteren Bevölkerungsentwicklung.»

Foto: Urs Tremp

zu reduzieren. Insofern wäre es auch angemessener, vom sozialen oder vom gesellschaftlichen Wandel zu sprechen. Denken Sie etwa an die unterschiedlichen Verlaufslinien des Altersstrukturwandels mit seinen verschiedenen Ausprägungen der Verjüngung, Individualisierung und Fragilisierung oder an die veränderten Formen familialer Beziehungen im Alter. Das sind alles Prozesse, die verschiedene Ursachen haben. Insofern müssen wir auch stärker darauf gefasst sein, dass nicht vorhersehbare Entwicklungen in den demografischen und sozialen Wandel eingreifen.

Woran denken Sie?

Schroeter: Ich will Ihnen einen Beispiel aus Deutschland geben: Dort haben nach dem Zusammenbruch der DDR die jungen Menschen in Ostdeutschland ihre Elternschaft zeitlich nach hinten verschoben. Als junge Paare in den neuen Bundesländern nach der Wende aufgrund der sozialen Unsicherheit von einer langfristigen Familienplanung abgeschreckt wurden und die Zahl der Eheschließungen drastisch zurückging, fand ein massiver Geburtenstreik statt. Innerhalb von vier Jahren – von 1989 bis 1993 – sank die Gesamtzahl der Lebendgeborenen um 60 Prozent. Das hatte kaum jemand voraussehen. Zudem ist der Geburtenrückgang in den neuen Bundesländern auch ein Anpassungsprozess an das Verhalten der westdeutschen Bevölkerung, bei dem Heirat und Geburt der Kinder in eine spätere Phase der Biografie verlagert sind.

Der Zusammenbruch der DDR war allerdings ein Jahrhundtereignis. Das passiert nicht alle Tage.

Schroeter: Ein anderes Beispiel ist der in der Öffentlichkeit als Pillenknick bezeichnete Einbruch in der Geburtenentwicklung Ende der Sechziger- bis Mitte der Siebzigerjahre. Der war we-

niger eine unmittelbare Reaktion auf die Verbreitung eines pharmazeutischen Produkts – wie der Begriff fälschlicherweise suggeriert –, sondern das Ergebnis langfristiger und sich gegenseitig verstärkender ökonomischer, sozialer und politischer Entwicklungen wie der Wohlstandsmehrung, der Technisierung, des Funktions- und Strukturwandels der Familie, des Bildungsanstiegs und des Wertewandels. Derartige Ereignisse oder Prozesse können auch die demografische Entwicklung stark beeinflussen. Oder denken Sie an die verschiedenen Formen von Wanderungen und Migrationen. In der Geschichte der Menschheit gibt es zahlreiche Beispiele: von der Völkerwanderung im frühen Mittelalter bis zur massenhaften Arbeitsmigration in der modernen Welt. Die Menschheitsgeschichte steckt voller Überraschungen, auch hinsichtlich der weiteren Bevölkerungsentwicklung.

Unbestritten ist allerdings, dass hierzulande immer mehr ältere und alte Menschen leben.

Was bedeutet das denn für die Gesellschaft?

Schroeter: Das heisst zunächst einmal, dass das Alter zur grossen gesellschaftlichen Herausforderung und zu einem Querschnittsthema wird, das auf alle Gesellschaftsbereiche ausstrahlt. Betroffen sind nicht nur die Sozialversicherungen und die Einrichtungen des Sozial- und Gesundheitswesens, sondern die Infrastruktur. Politik, Wirtschaft und Arbeitsmarkt werden vom Alterungsprozess ebenso erfasst wie Wissenschaft, Technik, Verkehr, Städte- und Wohnungsbau, Bildung, Medien und Kultur.

Wie wird die Politik davon erfasst?

Schroeter: Es wird möglicherweise Verteilungskämpfe geben. Aber das hat nicht unbedingt etwas mit dem Alter zu tun, sondern mit der ungleichen Verteilung von Reichtum und von Gü-

>>

tern. Da verläuft die Konfliktlinie nicht zwischen Alt und Jung, sondern zwischen Arbeit und Kapital. Und die Aufgabe des Staates ist es, entsprechend zu vermitteln.

Pfeuffer: Heute herrscht ein grosser gesellschaftlicher Konsens, dass die älteren Menschen auch nach der Pensionierung aktiv sein sollen oder gar müssen. Man erwartet Beteiligung, auch weil die jetzt pensionierte Generation quasi goldene Jahre erlebt hat, in denen tatsächlich Vermögen und Besitz angehäuft wurden. Das Nichtstun, das man früher den alten Menschen nach einem arbeitsreichen Leben von Herzen gegönnt hat, ist heute eher verpönt. Wer im Alter keinen Sport treibt, wird fast schief angesehen.

Schroeter: Schauen Sie einmal, wer heute im Alltag am sportlichsten daherkommt: Es sind die Pensionierten, die in Sportjacken, mit Turnschuhen und Wanderstöcken unterwegs sind. Früher waren die Schätze des Alters andere: Ruhe, Gelassenheit, Genügsamkeit. Mir wäre recht, man würde das wieder mehr zulassen, man würde nicht nur Aktivität und Erfolg propagieren, sondern auch eine Haltung zulassen, die es ermöglicht, auch Einschränkungen und Verlusten mit Gefasstheit zu begegnen.

Wer stramm mit Turnschuhen und Wanderstöcken unterwegs ist, bleibt fit und tut etwas gegen die steigenden Gesundheitskosten.

Schroeter: Da ist nichts dagegen einzuwenden. Wir wissen, dass Bewegung gut tut und Gesundheitsprävention höchst sinnvoll ist. Aber die Wirklichkeit ist natürlich komplexer und man darf nicht verkennen, dass hinter den modernen Leitbildern des aktiven, erfolgreichen und produktiven Alterns auch Ideologien und ökonomische Interessen stecken. Der sich in verschiedene Sparten ausdifferenzierende Gesundheitskomplex ist ein riesiger Markt, sodass es auch nicht überrascht, wenn kräftig in den alternden Körper investiert wird. Die verschiedenen Anti-Aging-Programme stehen auch als Offerten an den Körper, seinen Symbolwert in der Gesellschaft zu steigern. Aber es braucht keine verpflichtenden Vorschriften, um ältere Menschen zu Aktivität zu zwingen.

Sondern?

Schroeter: Aufgeklärte und selbstreflexive Menschen, die erkennen, was sie tun und die für sich und andere verantwortungsvoll handeln. Die Gesellschaft muss sich fragen: Wer sind diese älteren und alten Menschen und was sind deren Bedürfnisse und Wünsche? Früher galt zumeist: Wer alt ist, zieht sich weitgehend aus gesellschaftlich verantwortlichen Positionen zurück und übergibt an die Jüngeren. Heute ist das in dieser Form kaum noch vorstellbar. Jetzt heisst es: Die Alten müssen länger ran. Das ist von der Gesellschaft nicht ganz uneigennützig gedacht.

Schlecht ist das ja nicht...

Schroeter: Ich sage nicht, dass das schlecht ist, wenn Kinderbetreuung oder Flüchtlingsbetreuung von pensionierten Frauen und Männern geleistet wird. Aber es ist eben doch auch ein Hintertürchen, durch das man versucht, den Staat aus der Ver-

antwortung zu nehmen. Man setzt die älteren Menschen ein, damit günstige ehrenamtliche Arbeit geleistet wird.

Sie halten nichts davon, Menschen im Alter zu etwas zu verpflichten?

Schroeter: Die Frage ist doch, wozu sollen ältere Menschen verpflichtet werden? Zum bürgerschaftlichen Engagement oder zu ehrenamtlicher Tätigkeit sicherlich nicht, denn deren Voraussetzungen stützen sich ja gerade auf das Prinzip der Freiwilligkeit und nicht auf Verpflichtung.

Immerhin sind heute viele Menschen im Vergleich zu vor siezig Jahren, als die AHV eingeführt wurde, noch weit über das Pensionierungsalter hinaus fit und leistungsfähig.

Schroeter: In der Tat haben sich der Gesundheitszustand und auch das Wohlbefinden älterer Menschen in den vergangenen Dekaden verändert. Ältere Menschen fühlen sich heute im Vergleich zu ihren Vorgängergenerationen jünger und vitaler. Der Trend scheint eindeutig – aber auch die daraus abgeleitete Forderung: Es gilt Aktivitäten zu fördern und Potenziale und Ressourcen älterer Menschen zu nutzen. Zwischen den Zeilen und zuweilen in den Zeilen ist jedoch oftmals diese normative Verpflichtung zu lesen: Die Alten müssen etwas Nützliches für die Gesellschaft tun.

«Das Nichtstun, das man früher den alten Menschen gegönnt hat, ist heute eher verpönt.»

Soll denn jeder und jede selbst entscheiden, bis zu welchem Alter er arbeiten will?

Schroeter: Das ist eine nur schwer zu beantwortende Frage, zumal Arbeit ja nicht mit Erwerbs- oder Berufsarbeit gleichzusetzen ist. Es gibt gute Gründe, Menschen nach einem harten und entbehrungsreichen Erwerbsleben in den wohlverdienten Ruhestand zu entlassen. Ob und inwieweit sie im Anschluss dann noch weitere familiale oder freiwillige Arbeit leisten können oder müssen, ist eine ganz andere Frage. Bei anderen mag das wieder anders ausschauen: Bei selbstständig Erwerbenden ist das ja bereits so. Wer einen eigenen Betrieb hat, der kann oder muss arbeiten.

...und wer angestellt ist, muss sich mit 65 verabschieden.

Pfeuffer: Ja, da wird das kalendariische Alter zum Exklusionskriterium. Man ist von einem Tag auf den anderen draussen. Wer freischaffend und privat arbeitet, hat diese Grenze nicht.

Und was leiten Sie daraus ab?

Pfeuffer: Der Unterschied zu früher ist: Der Ruhestand ist heute nicht mehr die Gegenleistung für ein arbeitstägliches Leben. Da hat sich ein enormer Wandel vollzogen.

Soll denn das Alter der Lebensabschnitt sein, in dem man die grösstmögliche Freiheit hat, das zu tun, was man möchte?

Schroeter: Das Alter erweckt zumindest die Hoffnung auf eine späte Freiheit, sofern man dazu körperlich, finanziell und auch sozial in der Lage ist.

Es gibt Berufe, da ist man mit 65 körperlich aufgebraucht. Und längst nicht alle haben so viel Geld ansparen können, dass sie sich im Alter grosse Sprünge erlauben können.

>>

Drei Fliegen mit einer Klappe! Wie das Pflegeheim Aergera drei Systeme vereint.

Das in der Region «Aergera» zentral gelegene Pflegeheim Aergera in Giffers im Kanton Freiburg, bietet 35 älteren und betagten Menschen ein Zuhause. Ein professionelles Team von 60 Mitarbeitenden kümmert sich mit grossem Engagement und viel Feingefühl um die individuellen Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner. Das Heim erkannte schon vor 10 Jahren die Vorteile einer Pflegedokumentation mit mobilen Geräten.

Ausgangslage

Im Frühjahr 2015 hat Daniel Corpataux die Heimleitung des Pflegeheim Aergera übernommen. Er musste feststellen, dass die technische Einrichtung nicht mehr den Anforderungen entsprach: Die Telefonanlage war veraltet und musste früher oder später ersetzt werden. Neben der mobilen Pflegedokumentation careCoach war ein Alarmmanagement im Einsatz, das das Pflegepersonal mit einem zweiten Handgerät bediente. Daher war für Daniel Corpataux klar, dass ein multifunktionales System her musste, das Pflegedokumentation, Telefonie und Notrufsystem beinhaltet. Dabei standen in erster Linie nicht die Kosten im Vordergrund sondern eine mobile, benutzerfreundliche und effiziente Lösung.

Drei Systeme – Ein Gerät

Die mobile Pflegedokumentation careCoach ist bei Aergera bereits seit 2001 im Einsatz. Das einfach zu bedienende System zur mobilen Pflegedokumentation für Langzeitpflege und Spitäler-Betriebe, das auch offline betrieben werden



Daniel Corpataux
Heimleiter Pflegeheim Aergera

«Der grösste Nutzen ist die Zusammenführung der careCoach- und SmartLiberty-Systeme auf ein Arbeitsgerät»

kann, ist jederzeit und überall verfügbar. Seit 2015 bietet topCare die careCoach-Lösung auf Smartphones (Android) an, was wiederum die Mehrfachnutzung von verschiedenen Applikationen ermöglicht. Daniel Corpataux sagte im Evaluationsprozess «Wir sind mit dem Produkt und dem Support von careCoach sehr zufrieden, daher ist für uns klar, dass wir weiterhin mit dieser Lösung arbeiten werden». Die Umstellung von Windows Mobile auf Android war daher der nächste logische Schritt zu einer modernen Technik. SmartLiberty, die sich unter anderem auf Notrufsysteme und Telefonie spezialisiert hat, bietet ihre Lösung ebenfalls auf Smartphones (Android) an. Die Anforderung des Pflegeheims war, alle drei Systeme auf einem Gerät zu vereinen.

Eine WIN-WIN-WIN-Situation

Seit einem Jahr ist die Lösung mit careCoach und SmartLiberty beim Pflegeheim Aergera im Einsatz. topCare und SmartLiberty wollten von Daniel Corpataux wissen, welchen Vorteil das integrierte multifunktionale System gegenüber der vorgängigen Lösung mit sich gebracht hat. «Einer der grössten Nutzen ist die Zusammenführung aller drei Anwendungen auf einem Arbeitsgerät. Das Pflegepersonal muss nur noch ein Arbeitsgerät bedienen. Der Arbeitsprozess wurde wesentlich vereinfacht und wir konnten dadurch sehr viel Zeit gewinnen. So können wir uns wieder vermehrt auf unsere Kernkompetenzen konzentrieren und uns mehr Zeit für die Bewohner nehmen.»



PARTNER

SMART LIBERTY

— STAY MOBILE, BE SAFE —



topCare
Management AG

Stampfenbachstrasse 68 · 8006 Zürich
Tel. 044 360 44 24
www.topcare.ch · info@topcare.ch

Schroeter: Es gibt ja gerade im Zusammenhang mit den Alter grosse Diskussionen, was Armut ist. Wo beginnt die Armut? Wo fängt der Reichtum an? Zunächst einmal ist Armut eine gesellschaftlich zugewiesene Kategorie, die vor allem auf einer normativen Wertsetzung basiert. Alltagssprachlich ist Armut mit der Vorstellung von Not und Elend verbunden. Arm sind letztlich diejenigen, die von der Gesellschaft als arm definiert werden.

Kann man das festmachen?

Pfeuffer: Was empirisch durch viele Studien belegt ist: Menschen mit niedrigem Bildungsgrad und aus einfachen Berufen leben fünf, sechs, sieben Jahre weniger.

Schroeter: Das wurde vor einigen Jahren unter die plakative Formel gesetzt: «Wenn du arm bist, musst Du früher sterben.» In der Tat: Arme und vor allem bildungsferne soziale Gruppen erreicht man am allerwenigsten mit präventiven Gesundheitsprogrammen oder anderen sozialpolitischen Massnahmen.

Und welche Schlüsse oder Forderungen ziehen Sie daraus?

Pfeuffer: Die Schere zwischen diesen ärmeren und den reichen Schichten wird sich noch weiter öffnen, wenn man nicht an einer Umverteilung arbeitet.

Dann ist für Sie der demografische Wandel nicht so sehr ein Generationen- als mehr ein Problem von Arm und Reich?

Schroeter: Der demografische oder soziale Wandel betrifft alle Bevölkerungsgruppen, ob nun Alt oder Jung, Arm oder Reich, Männer oder Frauen, Selbstständige oder abhängig Beschäftigte oder welche Leitdifferenz Sie auch immer aufbauen mögen. Sie alle sind davon betroffen, freilich in unterschiedlichem Mass. Und die Frage der sozialen Ungleichheit bleibt eine zentrale: Denn die Gesundheits-, Fitness- und Bildungsangebote sind vor allem Angebote für die privilegierten Alten. Es gibt viele alte Menschen aus anderen sozialen Schichten, an denen gehen diese Angebote vorbei, weil sie sich nicht dazugehörig fühlen.

Sie haben von den Schätzen des Alters geredet, die man im guten Fall erworben hat: Ruhe, Gelassenheit, Genügsamkeit. Das hängt ja nicht vom sozialen Status ab. Das könnte man doch breit fördern.

Schroeter: Mir würde das gefallen, ja. Aber so, wie es derzeit läuft, deutet nichts darauf hin, dass diese Schätze in unserer Gesellschaft wirklich gehoben werden können.

Warum nicht?

Schroeter: Die Gesetze der Ökonomie sind heute in nahezu alle Felder des alltäglichen Lebens eingedrungen und drücken ihnen den Stempel auf. Auch alte Menschen sollen das eigene Leben so managen, als ob sie Arbeitskraftunternehmer wären.

Arbeitskraftunternehmer?

Schroeter: Das ist ein Begriff aus der neueren Arbeitssoziologie, mit dem ein neuer Typus von Arbeitnehmenden bezeichnet wird, dem die Transformation von Arbeitskraft in Arbeitsleis-

tung und damit die zentralen Merkmale von Selbstkontrolle, Selbstökonomisierung und Selbstrationalisierung selbst zugewiesen werden. Auch der Ruhestand wird von Passivität auf Aktivität umgeschaltet. Ältere Menschen sollen ihr Leben selbstständig durchplanen und gestalten, sie sollen den Ruhestand selbst managen: Wo kann ich mich einbringen? Wo kann ich mich ehrenamtlich engagieren? Wo kann ich mich fit halten? Managen aber heisst optimieren. Ruhe, Gelassenheit, Genügsamkeit passen da nicht so gut hinein.

Das heisst: Heute soll im Ruhestand das Leben einfach weitergehen wie zuvor. Nur, dass man eine Rente bekommt und einmal auch einen Tag blau machen kann?

Schroeter: Die Alten sind keine homogene Gruppe. Einige altern schnell und werden früh gebrechlich. Andere erleben nach der Pensionierung eine neue Lebensblüte. Diesen Herausforderungen sollte man unterschiedlich begegnen. Auch Scheitern muss erlaubt sein. Man wird im Alter hinfällig, da wäre es geradezu diabolisch, ein aktives und erfolgreiches Altern von einem passiven und erfolglosen Altern abzugrenzen.

Pfeuffer: Wir müssen wegkommen von diesem Imperativ: Vorbeugen! Vorbeugen! Vorbeugen! Dem Tod kann man nicht vorbeugen. Der kommt so oder so. Wir müssen aufhören mit dem Glauben an die Selbstoptimierung bis zur letzten Stunde.

Vielen macht der Gedanke an die Hinfälligkeit Angst.

Schroeter: Lebensabschnitte haben alle ihren ganz eigenen Charakter. Die Jugend ist eine Experimentierphase, die Erprobung des Erwachsenenseins. Alter ist auch eine Experimentierphase – eine Vorbereitung auf das Nicht-mehr-Dasein. In der Jugend ist es das Noch-nicht, im Alter ist es das Nicht-mehr: nicht mehr leistungsfähig, nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Das ist in einer Gesellschaft wie der unseren mit Makel behaftet.

Pfeuffer: Das Loslassen von Aufgaben und Rollen ist übrigens nicht unbedingt altersspezifisch. Man muss sich sein ganzes Leben lang verabschieden. Als junger Erwachsener zum Beispiel von der Spätpubertät.

«Wir müssen aufhören mit dem Glauben an die Selbstoptimierung bis zuletzt.»

Und was bedeutet Verabschiedung im Alter?

Schroeter: Es gibt in der Altersforschung das Phänomen der Generativität. Das heisst im Grund genommen nichts anderes, als dass man mit zunehmendem Alter ein Interesse daran hat, nachkommenden Generationen etwas zu hinterlassen. Das können materielle Güter wie Geld oder ein Haus sein. Das können aber auch immaterielle Güter wie Gedanken und Moralvorstellungen sein, die man den nächsten Generationen mitgibt. Das kann ein politisches Vermächtnis sein oder einfach ein sauber aufgeräumtes Leben, um den Erben kein Chaos zu hinterlassen.

Das heisst, man soll die letzte Lebensphase auch dazu nutzen, nachzuwirken oder für eine Nachwirkung zu sorgen?

Schroeter: Das könnte eine Aufgabe sein. Aber auch das muss ein jeder für sich selbst entscheiden und sollte nicht zur normativen Pflicht erhoben werden. ●